

Mit Robi im Bus

Autor(en): **E.D.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **43 (1939-1940)**

Heft 2

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-662170>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Mit Robi im Bus.

Robi, ich weiß, daß du zu große Ohren hast und daß die Lücke zwischen deinen oberen Schneidezähnen kein Attribut klassischer Schönheit ist. Immer, auch in deinen besten Kleidern und mit intensiv gebürstetem Schopf siehst du wie ein kleiner, struppiger Landstreicher aus. Du bist ein großer Bub, Robi, neun Jahre alt und kannst nicht einmal fließend lesen. In der Schule konnte dich anfangs nichts dazu bewegen, den Mantel auszuziehen — wochenlang. Du saßest da wie ein kleiner fremder Gast, der in einem Winkelchen seiner Seele hofft, sich bei der ersten Gelegenheit empfehlen zu können. Dann hast du resigniert, Robi, du hast den Mantel ausgezogen, aber deine Zeugnisse — deine Zeugnisse sind immer noch Armutzeugnisse. Was soll aus dir einmal werden, Robi?

Der Mittelgang im Autobus, der uns trennt und die dicke Dame auf dem Nachbarsitz haben Distanz geschaffen zwischen Robi und mir. Er sitzt jetzt schräg gegenüber auf der andern Seite, und ich kann ihn aus der Ferne betrachten, als wenn er ein fremder Junge wäre, nicht mein Junge.

Bin ich nicht objektiv gegen Robi? Ich bin es, aber das ändert nichts daran, daß die Liebe zu ihm auf einmal wie ein hartes konkretes Ding in meiner Brust sitzt, nicht genau im Herzen lokalisierbar, sondern irgendwo zwischen Kehle und Zwerchfell. Ein wenig würgend, ein wenig schmerzhaft, beglückend und quälend zugleich. Quälend, weil Robi jetzt drüben bei seinem Freund sitzt und nicht bei mir und überhaupt aus allgemeiner vager Traurigkeit, die einen Grund finden muß.

Der „fremde Junge“ Robi ist braun, winzig und mager, lieb und rührend, trotz seiner Zahnlücke und seinen großen Ohren. Er hat graugrüne Augen, die so verhangen von den Wimpern sind, daß ihr Leuchten wie durch ein Filter aus der Tiefe dringt, schelmisch und charmant. Er hat eine drollige, ewig heifere Stimme, die ich eben sagen höre: „Ich habe jetzt schon fünfundsiebzig!“ Ich weiß, daß er die runden Blechdeckel meint, die er in einem Geschäft geschenkt bekommt und mit Fanatismus sammelt.

Was heckt er jetzt mit Hansi für ein neues Unheil aus? Urgend etwas, das mir vielleicht demnächst einen Anruf von Hansis Mama einbringen wird: „Ach wissen Sie, Ihr Robi — ein reizendes Kind, nicht wahr? Aber ein bißchen wild,

nicht wahr? Mein Hansi war früher so brav, so pünktlich, und jetzt...“

Robi ist niemals pünktlich! Robi ist der beschäftigtste Mann, den ich kenne. Er führt „sein Leben“, führt es so ausschließlich, so wild und verträumt wie niemand sonst. Dieses Leben heißt „Spielen“, ein Spiel, das keinen Namen hat, wie die Spiele der erwachsenen Männer: „Politik“, „Fußball“, „Philosophie“, sondern namenlos ist, tausendfältig, eine Welt für sich. Und zu dieser Welt habe ich keinen Zutritt. Vielleicht hat Hansi ihn, der brave, phlegmatische Hansi, den Robi beherrscht und dem ich jetzt böse bin. — Ich versinke immer tiefer in ein Meer von Betrübnis und Eifersucht und stelle düstere Betrachtungen an über die Abgründe zwischen Mutter und Kind und den Gegensatz der Generationen.

Aber dann, an der nächsten Haltestelle geschieht ein Wunder: die dicke Dame steigt aus, und im gleichen Augenblick löst Robi sich aus seiner Ecke und kommt zu mir herüber. Er hat den stummen Appell gefühlt! Er wollte mich nicht allein lassen! O Robi! Nun sitzt er neben mir ohne zu sprechen und schaut gradaus, immer gradaus. Ich zeichne von der Seite verstohlen und verliebt sein kleines gespanntes Profil nach, die zitternden Spitzen der Wimpern. „Robi, was sagst du, wenn du mich lieb hast?“ Robi murmelt gehorsam das verlangte Liebeswort. In einem leicht verweisenden Ton und mit einem kurzen männlich abschließenden Nicken, das sagen will: „Nun ist es aber genug, nicht?“ Und dann sagt Robi und schaut noch immer gradaus: „Weißt du, von hier kann ich so gut den Tachymeter sehen.“ Oh Robi!

Durch mein himmelblaues Glück zieht ein häßlicher schwarzer Riß. Ein Zeiger — nicht der Zeiger, den Robi jetzt ansieht —, sondern ein anderer Zeiger, auf einer anderen Skala, macht einen großen Sprung. Die Skala heißt „Liebe zu Robi“ und ist wie die Skala jeder Liebe auf Leiden geeicht.

Endstation: Aussteigen! Es wird schon dunkel, die ersten Lichter flammen auf, eilige Menschen füllen die Straße, und Robi ist auf einmal unter ihnen verschwunden. Ich bin zu böse auf ihn, um zu warten, er kennt ja den Heimweg. Ich gehe allein und verstimmt weiter unter einem bleigrauen lastenden Himmel und dem Druck der Einsamkeit.

Rasches, rasches Trappen kleiner Füße hinter

mir, heiße kleine Finger, die sich in die meinen schleichen und Robis atemlose Stimme: „Ich hatte solche Angst, daß ich dich nicht mehr einholen werde.“ Und damit beginnt das unerwartete happy end dieser traurigen Autobusfahrt. Wir gehen zusammen nach Hause, und ich fühle etwas Beglückendes, Endgültiges, stärker als jedes Band anderer Liebe, jenseits von aller Eifersucht und Grübelei: die wunderbare Sicherheit des Zusammengehörens. Es ist mir auf ein-

mal gleichgültig, was Robi sagt oder tut, und daß er sich vielleicht nur darum an mir hält, weil er müde ist. Die Hauptsache ist, daß er da ist, die kleine Hand in meiner Hand.

Ich kaufe ihm heiße Maroni — als Abbitte — und wenn er mir jetzt mit seinem schönen „Lord Byron Blick, von unten nach oben“ anvertrauen wird, heute früh sei ein Stein vom Hof ins Badezimmerfenster geflogen, „ganz von selbst“ — ich werde es ihm verzeihen. E. D.

Glückliche Ehepartner.

Vor langen Jahren kannte ich zwei Menschen. Ihr Weg bereitete mir oft Sorge, denn ich schätzte sie. Edle Naturen waren beide, der Mann und die Frau; allerdings gar verschiedene Naturen. Darum wurden ihnen harte Kämpfe nicht erspart; die Gegensätze stießen aufeinander, ja es schien, als ob sie sich innerlich zerreiben müßten; manchmal glaubten sie, es sei besser, sich zu trennen. —

Ich möchte nur eine ihrer Verschiedenheiten anführen. Die Frau hatte von Haus aus eine melancholische Gemütsart; darum nahm sie alle Dinge des Lebens überaus schwer und war geneigt, auch über Kleinigkeiten sich Sorgen und Gedanken zu machen, während ihr Mann selbst dunklen Wetterwolken gegenüber einen guten Mut behielt, der oft nahe an Leichtsinn grenzte. Darum verstanden sie sich zuerst gar nicht, schüttelten die Köpfe und fällten harte Urteile, eines über das andere, bis sie ihre Aufgabe endlich erkannten: der Mann, daß er seiner Frau emporhelfen müsse, über dem Nebel auch das Licht zu sehen, die Frau aber, daß sie ihren Mann davor bewahren müsse, über dem Blick nach dem „Himmel voller Geigen“ die gefährlichsten Steine nicht außer acht zu lassen.

Nun sind beide miteinander über die Höhe des Lebens gegangen, eines ist die Ergänzung des andern geworden; es sind nicht mehr zwei Menschen, sie sind in eins zusammengewachsen und führen nun die gemeinsame Lebenswanderung in glücklicher Harmonie weiter. —

So soll es sein und werden in der rechten Ehe! Warum gibt es denn so viele unglückliche Ehen? Warum haben die Gerichte und die Advokaten in unsern Tagen mit so vielen Ehescheidungen zu tun? Man erhält mancherlei Antworten auf diese Fragen. Eine der gangbarsten lautet dahin, daß die beiden in ihrem Charakter zu verschieden geartet seien. Allein gemeinlich

ist diese Verschiedenheit kein Hindernis, um zur Einheit zu gelangen. Es muß nur die Kraft, die zur Einheit führt, vorhanden sein, nämlich die Liebe!

Allein, sind nicht viele Menschenkinder, die eine sogenannte „Liebesheirat“ geschlossen haben, danach als Feinde auseinandergegangen, nachdem sie schon jahrelang innerlich auseinander waren? Was ist es denn mit der Liebe, die zur Ehe treibt? Es ist etwas Geheimnisvolles um den Zug, der zwei Menschen verschiedenen Geschlechtes zueinander führt! In dieser „Liebe“ ist Sinnlichkeit, sinnliches Wohlgefallen aneinander, Verlangen und Begehren. Das soll ruhig ausgesprochen werden, denn gesunde Sinnlichkeit ist die gottgegebene Naturgrundlage zur Erhaltung unseres Menschengeschlechtes. Ist es aber nur Sinnlichkeit, die zwei Menschen verbindet, so ist der hohe Name Liebe entwertet. Denn die Sinnlichkeit ist auch dem Tiere eigen, Liebe aber ist die sittliche Kraft, die den ganzen Menschen, auch seine Sinnlichkeit adelt, die den Menschen erst zum Menschen macht. „Sinnliche Liebe“ kann die Verschiedenheiten, auch die trennenden Gebrechen und Fehler eine Weile übersehen, so daß eine äußere Lebensgemeinschaft entsteht, in der alles lieb und gut, Glanz und Glut erscheint; doch der Glanz verbleicht, die Glut verglüht — und dann? Nur wahre Liebe kann die innere Gemeinschaft schaffen! In der Sinnlichkeit herrscht das „Ich“, in der Liebe das „Du“. Wie kann ich dich glücklich machen, wie dir Last und Sorge abnehmen, wie dich vor Leid bewahren, wie dein Leben erhöhen und segnen, so fragt die echte Liebe. Ich will dich zu verstehen suchen, ich will mich in deine Art schicken und sie anerkennen, ich will auch deine Unart tragen, bis es mir gelingt, sie sachte und sanft zu beseitigen, und wenn du gar schuldig gegen mich geworden bist, so trage ich es dir nicht nach; ich will die Schuld